

prinzip zurückzuführen: auf den Platonismus des Eidos, d. h. auf die Ewigkeit und Unendlichkeit des Was des Seins, der Essenz. Das Da, die Existenz, ist darum für ihn der eigentliche Grund der „Endlichkeit“, während das „Was des Seins“ an sich ewig und unendlich ist (200 Anm.). Methodisch aber ist es der besondere Weg Maréchal's: das Identitätsprinzip als Urprinzip zu nehmen. Es ist damit Thomismus durchaus in der geschichtlichen Abfolge vom Bañezianismus zum modernen Thomismus Sertillanges', Garrigou-Lagranges und Maréchal's: Thomas gedeutet zu Platon und Dionysius Areopagita hin (wie Suarezianismus usw. ihn zu Aristoteles hin sehen).

Aber solchem Thomismus gegenüber steht zuletzt der eigentliche Thomas, für den, nach seinem Wort aus den *Quaestiones disputatae* (De spir. creat. a. 5 corp.), weder Platonismus noch Aristotelismus Systemprinzip sind: weil er überhaupt kein System ist, sondern die klassische Durchführung dessen, was das Vierte Laterankonzil mit seiner Analogie-Formel gegenüber allen philosophischen und theologischen Systemen tut: alles allein zu messen an der Wahrheit sowohl echter Souveränität Gottes (auch und gerade gegenüber einem „reinen Geist“) wie echter Eigenständigkeit aller Formen und Stufen der Schöpfung (Erde und Leben und Mensch wie Geist)¹.

Erich Przywara S. J.

BISCHOF HEINRICH HOFSTÄTTER

(1839—1875)

Passau zählt in der langen Reihe seiner Bischöfe nicht wenige über ihre Zeit hinausragende Männer, die auch im allgemeinen geschichtlichen Werden eine Rolle gespielt haben: einen Pilgrim, einen heiligen Altmann, einen Urban von Trennbach, vier Kardinäle, die beiden Lamberg, Firmian und Auersberg, die als Diplomaten hervorgetreten sind und zur Kultur des Barock und Rokoko ihren namhaften Teil beigetragen haben. Zu ihnen ist auch Heinrich Hofstätter zu rechnen, seit der Säkularisation der größte Bischof der Diözese. Während seiner 35 jährigen Regierungszeit hat er seinen Sprengel neu gestaltet und durch seine Tatkraft die Bestrebungen des Gesamt episkopats stark beeinflusst.

Josef v. Görres, in dessen Kreis Hofstätter während seiner Münchner Zeit viel verkehrt hat, nannte ihn einmal den besten Bischof Deutschlands. Jedenfalls war Hofstätter zu manchen Zeiten der genannteste Bischof in Deutschland. Am Vatikanischen Konzil hat er wegen Krankheit nicht teilgenommen; nicht wenige kirchliche und außerkirchliche Stimmen schoben ihm andere Beweggründe unter und rechneten ihn von jener Zeit an zu den Gegnern der Unfehlbarkeit; vereinzelt wollte man ihn sogar für eine Nationalkirche in Anspruch nehmen. In der Frage Kirche und Staat, die im 19. Jahrhundert lebhaft erörtert wurde, suchte er eine mittlere Linie einzuhalten, wurde aber in seinen Absichten vielfach nicht verstanden. Seinen Amtsbrüdern galt er als Führer in kirchenpolitischen Fragen; zuweilen wurde

aber seine Eigenwilligkeit auch störend empfunden. Viel kritisiert wurde die Stellungnahme des Passauer Bischofs zu den Vereinen. Auch seine rastlose Gründungstätigkeit für Kirchen und kirchliche Anstalten fand nicht lauter Lobredner; man nörgelte an seinem Geschmack und an der schroffen Art seines Vorgehens. Sein Charakter fand schon zu Lebzeiten verschiedene Beurteilung; man hob ihn als Heiligen zum Himmel, man wies aber auch entschieden auf Schattenseiten hin; man sagte namentlich, „daß er voll Herrschsucht sei“. Hettinger kennzeichnet ihn mit dem bekannten Wort: „Große Berge werfen auch große Schatten.“

Hofstätter¹ wurde am 15. Februar 1805 geboren als Sohn eines Kaufmanns im kleinen Marktflecken Aindling bei Aichach i. Obb.; seine Mutter war eine Bierbrauertochter aus Burghausen. In München, wohin seine Eltern 1809 übersiedelten, studierte der junge Hofstätter die Rechte und war am Landgericht München-Au als Rechtspraktikant tätig. 1831 wendete er sich der Theologie zu. Nach kurzer Seelsorgstätigkeit wurde er in München Domvikar und mit 31 Jahren Domkapitular. Als der edle Bischof Riccabona in Passau 1839 starb, lenkte Minister Abel die Aufmerksamkeit des Königs Ludwig I. auf den jungen Domherrn, und der König, bei dem Hofstätter in Gunst stand, war sofort einverstanden, daß er zum Bischof von Passau ernannt werde. Mit 35 Jahren trat er sein Amt an, und 35 Jahre lang wirkte er.

Will man diesen Bischof verstehen, dann ist seine Persönlichkeit, sein Bildungsgang und das Hauptziel seiner bischöflichen Amtstätigkeit ins Auge zu fassen.

Heinrich Hofstätter erweckte schon von Jugend auf besondere Hoffnungen. Der Vorstand der Michaels-Hofkirche, Petrus Werner, dessen geistlicher Leitung er sich während des Studiums der Theologie unterstellte, urteilt in einem Zeugnis: „Heinrich Hofstätter übertrifft alle Studiosos der gesamten Universität München an Genie, Wissenschaft und Moralität“; „er wird durch die Energie seines Geistes in allen Verhältnissen seines Lebens durchgreifen und unter dem hochwürdigen Klerus der Erzdiözese ganz sicher als eine Zierde desselben Epoche machen“². „Er ist eine außerordentliche Per-

¹ Vgl. vom Verf.: Thomas von Aquin (Ringens der Gegenwart, Augsburg 1929, II 906 ff.); Kant heute (München 1930) 48—75 88—105; Analogia entis I (München 1932); Reichweite der Analogie usw. (Scho-lastik, Juli u. Okt. 1940).

² Heinrich Hofstätter, Bischof von Passau 1839—1875. Zum Hundertjahrgedächtnis seines Regierungsbeginns bearbeitet von Dr. Franz Xaver Zacher. 80 (IV u. 606 S. u. 32 Bilder.) Passau 1940, P. Egger. Kart. M 12.— Das umfangreiche Werk fußt auf umfassenden Aktenstudien, zeichnet den Charakter und die Tätigkeit des Bischofs auf den verschiedenen Gebieten und verteidigt ihn gegen Mißverständnisse und Anklagen. Wer ein lebendiges Bild des 19. Jahrhunderts mit seinen offenen Bestrebungen und geheimen Antrieben in sich trägt, dem wird auf diesem Hintergrund Hofstätter erst recht als kraftvolle Persönlichkeit, freilich auch mit einer gewissen Starrheit erscheinen. Gleichwohl bedarf er dann weniger der Rechtfertigung, da die Bewunderung für die Unerschütterlichkeit und Größe im Kampf mit dem Staatskirchentum und dem grundsatzlosen Liberalismus sich mit der Einsicht in gewisse Grenzen des durch und durch juristischen, nach strenger Heiligkeit strebenden Menschen verträgt. (Anmerkung der Schriftleitung.)

² Die Zitate sind dem Buch entnommen.

sönlichkeit, in besonderer Weise von Gott gesandt“, schrieb auch Bischof Graf Reisach, der spätere Kardinal, an den päpstlichen Staatssekretär.

Außerordentlich war das Wirken und waren die Erfolge des Bischofs in der Tat. Von Anfang an besaß er Einfluß in den höchsten Kreisen, was viel zum Gelingen seiner Pläne beitrug. Mit dem bayerischen Königshaus stand er auf vertrautem Fuß und hatte Minister zu Freunden; besonders zollten ihm die Minister Abel und Zwehl Verehrung und suchten ihn häufig als ihren Berater. Der zeitgenössische Professor Jocham urteilt über seinen Einfluß: „Bei der Regierung konnte er alles durchsetzen. Was keinem andern Bischof gelang, das ist ihm gelungen; was man Weltklugheit nennt, besaß Bischof Heinrich Hofstätter im höchsten Grad. Durch seine alles überragende, jeden einnehmende Beredsamkeit gewann er schon in der ersten Stunde den entschiedensten Gegner.“

In der Diözese galt sein Augenmerk vor allem der Heranbildung des Klerus. Er baute das Priesterseminar aus und schuf unter größten Schwierigkeiten und mit weitgehenden eigenen Opfern ein geräumiges Knabenseminar. Der Geist des Seminars war der Geist des Bischofs. Die strenge Erziehung und die etwas rücksichtslose Art, wie er die für den Unterhalt der Seminarien notwendigen Mittel herbeibrachte, riefen freilich auch Klagen hervor; es erfolgten Angriffe in der Presse, Regierungskommissäre übten Kritik an den Einrichtungen, sogar der Landtag beschäftigte sich mit der strengen Passauer Seminarerziehung. Bischof Heinrich bemühte sich, den Angriffen den Boden zu entziehen, verbesserte manches, griff selbst zur Feder, um sein Seminar zu verteidigen; aber an seinen Erziehungsgrundsätzen änderte er nichts.

Wenn er hier streng war, so stellte er dennoch an sich selbst noch höhere Anforderungen in Bezug auf Lebensführung und Arbeit. Von der ersten Zeit seines Priestertums an lebte er von Pflanzenkost, nahm in der Regel nur eine Mahlzeit im Tag und übte andere Härten gegen sich, so daß er in einem Rombericht sagen konnte, er lebe wie ein Kartäuser. Treffend bemerkt der Passauer Kirchengeschichtspräsident und spätere Dompropst Dr. Schrödl: „Unser Bischof ist ein wahres Wunder; er betet so viel, als hätte er sonst nichts zu tun, fastet wie ein Einsiedler und schläft auf dem Boden; er trägt den größten Teil der Ordinariatsarbeit selbst, und bei all diesen unerhörten Anstrengungen ist er frisch und gesund.“ Bischof Heinrich arbeitete nicht nur viel, er hätte in der Verwaltung wie in der Seelsorge am liebsten alles selbst getan. Alle Post, auch nebensächlicher Art, die an das Ordinariat kam oder in die Diözese und an die Behörden gesandt wurde, ging durch seine Hand; die Eingaben an die staatlichen Stellen und alle wichtigen Schriftstücke verfaßte er regelmäßig selbst. Sein übermäßiger Schaffensdrang ließ den Mitarbeitern im Kapitel nicht viel übrig, er war sozusagen sein eigener Generalvikar. Diese selbstherrliche Art der Regierung störte bei einem Teil des Kapitels das Vertrauensverhältnis zum Bischof; zwei Mitglieder traten sogar aus und übernahmen eine Pfarrei. Auch der Seelsorgsklerus fühlte die feste Hand der bischöflichen Regierung; ein Übersehen des bischöflichen Willens oder gar ein Widerspruch dagegen, wie es in jener Zeit in manchen Diözesen vorkam, war im Passauer Klerus

nicht vorstellbar. Indes ist das Urteil des Ministers Gresser (15. Juli 1868): „Bischof Hofstätter führt über seinen Klerus ein absolutes Regiment“, nicht zu verallgemeinern. Der Bischof hatte für seinen Klerus auch ein väterliches Herz: er kannte jeden Priester persönlich, sorgte für die älteren und kränklichen Geistlichen und nahm sich besonders derjenigen an, die infolge der Ungunst der Zeit größere Schwierigkeiten durchzukämpfen hatten, seinem Grundsatz entsprechend, daß er im Kampf vorangehen und das Schwerste auf seine eigenen Schultern nehmen wolle. Darum war der Passauer Klerus seinem Bischof namentlich in Kampfzeiten treu, ja mit begeisterter Anhänglichkeit ergeben.

Mit reichen Geistesanlagen verband Hofstätter einen stahlharten Charakter. Furchtlos sagte er die Wahrheit, namentlich in seinen Predigten. Auch im Verkehr mit der Regierung, ja selbst mit den Majestäten führte er eine so offene Sprache, daß man manchmal förmlich überrascht ist und zunächst nicht ermessen kann, welche Wirkung eine derartig rückhaltlose Offenheit gehabt haben mag. Unnachgiebig blieb er in der Abwehr von Angriffen auf die Rechte der Kirche. Die Mittel, die er dabei zuweilen anwandte, wird man nicht allwegs guteißen, sie haben auch nicht immer den erwarteten Erfolg gehabt; sie zeugen aber von seiner eisernen Folgerichtigkeit und seinem unbedingten Willen, der Wahrheit zum Sieg zu verhelfen. Gegebenenfalls litt er auch für die Wahrheit; dies um so mehr, als seine empfindsame Seele nicht leicht über Kränkungen hinweggehen konnte.

Als Jurist, der seine Ausbildung mit Auszeichnung abgeschlossen hatte, zeigte Hofstätter außerordentliche Gewandtheit und große Freude an Verwaltungsgeschäften. „Ich stehe auf dem Boden des Rechts“; mit diesem Grundsatz, den er immer wieder betonte, vertrat er die Anliegen der Diözese bis zum Letzten und verteidigte die von ihm geschaffenen Einrichtungen mit zäher Ausdauer. Die Diözese Passau brauchte keinen Rechtsanwalt, der Bischof selbst war ihr Rechtsbeistand. Auf der gesamtdeutschen Bischofskonferenz in Würzburg (1848) wies er vor allem auf die bestehenden rechtlichen Verhältnisse und vertrat die Ansprüche beider Gewalten, allerdings auch ihre Grenzen und die Gefahren einer Verletzung. Sein bestimmtes Auftreten erregte Überraschung, bei manchen auch das Gefühl, als ob der junge Bischof der Lehrer der Älteren sein wolle; schließlich dankte ihm aber der Vorsitzende, Kardinal Geißel, für seine fruchtbare Arbeit. Von jener Zeit an war er auf den bayerischen Bischofskonferenzen in juristischen Fragen der Führer; als er nach 1869 wegen Kränklichkeit den Versammlungen fernblieb, wurde dies jedesmal lebhaft bedauert. Gar manche erblickten die besondere Sendung seiner Regierung darin, daß er als Jurist in der Zeit des politischen und religiösen Liberalismus, der alle Begriffe des religiös-kirchlichen wie des staatlichen Lebens zu verwässern suchte, eine klare Abgrenzung bei aller Zusammenarbeit betonte. Mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit stemmte er sich gegen jede Art von revolutionärer Gesinnung, gegen alles übermäßige Benörgeln der Regierung und der staatlichen Stellen; je schärfer die Sprache der Opposition und der Demokratie gegen König und Regierung war, desto lauter predigte er den Gehorsam gegen das weltliche Gesetz, nicht zuletzt in der Erwägung, daß

durch die Verachtung der staatlichen Obrigkeit die letzten Schranken der Sittlichkeit niedergerissen würden. So hat er in den Jahren der Revolution auch für den Staat und das allgemeine Wohl eine große Aufgabe erfüllt.

Mit Gründlichkeit hatte Hofstätter auch die Theologie studiert. Immerhin blieb die theologische Bildung die Oberschicht, durch welche die tiefer liegende Rechtswissenschaft immer wieder durchschimmerte. Wäre es auch nicht zutreffend, wenn man behaupten wollte, Bischof Heinrich habe sich in theologischen Fragen nicht so ganz sicher gefühlt und es sei dieser Umstand einer der Gründe gewesen, dem Vatikanum fernzubleiben, so kann doch die Tatsache nicht übersehen werden, daß er das Dogma der Unfehlbarkeit wie auch das von der Unbefleckten Empfängnis Marias seinem Klerus und dem Volk bekanntgab unter starker Betonung des Gehorsams und der schuldigen Ehrfurcht gegen das Oberhaupt der Kirche, während andere Bischöfe in ausführlichen Hirtenbriefen den theologischen Beweis der definierten Lehre erbrachten. Sein beliebter Rechtsstandpunkt, der in erster Linie Überordnung und Unterordnung im Auge hatte, kam auch hier zur Geltung.

Die häufige Betonung des formalen Rechts verwickelte Hofstätter aber auch in Kämpfe, die bei zurückhalten-dem Abwägen hätten vermieden werden können; die Verfolgung des Rechtes wurde ihm manchmal zum Selbstzweck, hinter dem die Sache oder auch sein bischöfliches Amt zurücktrat. Was ihm mancher als Herrschsucht und Starrsinn auslegte, lag ebenfalls in der Überspannung des Rechts begründet, die ihn am einführenden Verständnis für die Gründe Andersdenkender hinderte. Man kann sagen: die juristische Bildung war seine starke, aber auch seine schwache Seite.

Als Bischof Heinrich seinen Sprengel übernahm, litt dieser noch an Nachwehen der Aufklärungszeit, einer seichten Auffassung über Religion und Sittlichkeit; nach der Säkularisation war die Diözese längere Zeit ohne Oberhirten geblieben; der Klerus war unzureichend an Zahl und seelsorglicher Tüchtigkeit. Dem Bischof galt sein Bistum als seine große Pfarrei, in der er sich für alle und für jede einzelne Seele verantwortlich fühlte. Er predigte oft und gern, namentlich in seiner Kathedrale. Die Zeitgenossen rühmen sein Predigertalent, nennen ihn „ein Rednergenie ersten Ranges“. Nicht nur die Bewohner der Stadt, sondern auch eine fernere Umgebung strömte herbei, wenn der Bischof die Kanzel bestieg, so daß die Hallen des weiten Domes regelmäßig gefüllt waren. Und die Menge lauschte eine Stunde, vielfach auch zwei Stunden und länger seinen Worten, wurde nicht müde und fand die Predigt des Bischofs niemals zu lang. „Er redete wie einer, der Macht hat, mit einem Redefluß, der alles mit fortriß, mit einem Feuer, das die Gleichgültigsten erwärmte, mit einer Aktion, die allgemeines Staunen erregte. Wenn er gerade das rechte Thema gewählt hatte, wenn er so recht aus der Tiefe seines vollen Herzens sprach, dann konnte man nicht satt werden, ihn zu hören.“ So urteilt ein langjähriger Zeuge, Regens Hauptmann. Für Predigt und Seelsorge rief der Bischof die Redemptoristen und bereitete ihnen in Altötting eine Niederlassung. Durch sie ließ er in Volksmissionen den seelischen Boden seines Bistums gründlich umpflügen und für die regelmäßige Seelsorge aufnahmefähig machen. Die Früchte

dieser außerordentlichen, nach dem bestimmten Willen des Bischofs von Zeit zu Zeit wiederholten Seelsorge sollten durch Errichtung von Bruderschaften und religiösen Vereinen dauernd erhalten werden.

Auch der Heranbildung eines frommen Seelsorgsklerus galt sein ernstes Bemühen. Von unten auf wollte er die Priesterkandidaten an Opfergesinnung und Abtötung gewöhnen. Darum verlangte er schon von den kleinen Seminaristen manche Entbehrung und Abhärtung, die wohl vom allgemeinen erzieherischen Standpunkt nicht durchwegs gutzuheißen waren. Er hauchte dem Seminar einen neuen Geist ein. Der Seelsorgseifer sollte aus dem priesterlichen Denken, nicht vom natürlichen Betätigungstrieb kommen. Alljährlich rief er einen größeren Teil seines Klerus zu den Exerzitien, die er ihnen vielfach selbst hielt; auch bei andern sich bietenden Gelegenheiten, namentlich auf den Firmungsreisen, bemühte er sich, in ihnen den Geist der Aszese und des Seeleneifers zu stärken. Er sah es nicht gern, wenn die Priester ihre Kräfte zersplitterten. Von dieser Tatsache aus ist seine vielbesprochene Stellungnahme zu den Vereinen zu betrachten. Hofstätter war kein grundsätzlicher Gegner der Vereine, die in der damaligen Zeit mehr und mehr gegründet wurden. Er selbst veranlaßte in Passau die Gründung von drei Vereinen (Gesellenverein, Handwerkerverein, Arbeiterverein) und blieb ihnen dauernd ein freigebiger Gönner. Andern Vereinen aber, dem Bauernverein, dem Casino (Bürgerverein), dem Preßverein, dem Allgemeinen Katholikenverein, stand er mißtrauisch, ja sogar ablehnend gegenüber, und er verbot den Geistlichen, dabei mitzuwirken. Bei Gelegenheit von Priesterexerzitien (1872) brachte er seine Auffassung deutlich zum Ausdruck: Die Geistlichen sollen von übertriebener äußerlicher Geschäftigkeit und von der Politik, die in den genannten Vereinen gelegentlich getrieben werde, zurückgehalten werden; sie würden dadurch ihrer Hauptaufgabe, Seelsorge und Jugenderziehung, entzogen; es wäre zu fürchten, daß ein gewisser Laizismus in die kirchliche Organisation eindringe; der Bischof wünschte einen möglichst engen Anschluß der Laien an die Kirche, aber einen Anschluß von innen her, darum wollte er nur rein kirchliche Vereine gelten lassen. Diese Stellungnahme, die großes Aufsehen machte und scharfe Kritik hervorrief, sogar ein Einschreiten des Nuntius und der Kurie veranlaßte, verrät eine gewisse Blickenge, sie war aber im Grund urchristlich und katholisch gemeint.

Der große Mainzer Bischof Ketteler schaute in jüngeren Jahren mit höchster Verehrung auf Hofstätter. Beide Männer haben manche gemeinsame Züge: ungewöhnlich reiche Geistesgaben, die juristische Vorbildung, die Redegewalt, die Kraft des Wirkens; sie unterscheiden sich aber dadurch, daß Hofstätter niemals literarisch hervorgetreten ist und auf sozialpolitischem Gebiet und im Vereinswesen den herkömmlich kirchlichen Rahmen nicht überschreiten wollte.

Unstreitig gehört Heinrich Hofstätter zu den markantesten Gestalten auf dem Passauer Bischofsstuhl. Für die Diözese bleibt er unsterblich durch seine Verdienste: Gründung der klerikalen Erziehungsanstalten, Heranbildung eines guten Seelsorgsklerus und die religiös-sittliche Hebung des Volkes. Als besonderer Typ einer starken Persönlichkeit mit einem idealen kirchenpolitischen Programm behält er für die ganze Kirche

Deutschlands seine Bedeutung. Das Volk glaubte in ihm wegen seiner Frömmigkeit, seiner Aszese und seines Seelsorgseifers einen Heiligen zu sehen.

Franz Xaver Zacher

EINE GEISTIGE GESTALT DES KATHOLISCHEN JAPAN

Franz Xaver Sôichi Iwashita

(1889—1940)

Als am Abend des Franz-Xaver-Tages vom Aussätzigen-Krankenhaus in Kôyama die Kunde vom Tod des japanischen Priesters Franz Xaver Sôichi Iwashita nach Tôkyô kam, ging aufrichtige Trauer durch viele Herzen.

P. Iwashita war eine der markantesten Persönlichkeiten der katholischen Kirche in Japan seit ihrem Wiederaufleben in der Meiji-Epoche, darüber hinaus ein großer Mensch und ein heiligmäßiger Priester. So sei es gestattet, den Glaubensbrüdern in Europa ein wenig von diesem Mann zu erzählen.

Sôichi Iwashita entstammte einer alten reichen Familie, die zur Großfinanz des Osaka-Kôbe-Distrikts gehörte. Trotz beträchtlicher Vermögensverluste des früh gestorbenen Vaters verblieb ein reiches Erbe, das die materielle Existenz der Mutter und des einzigen Sohnes sicherstellte. Höher anzuschlagen ist Sôichis glänzende Studienlaufbahn. Nach Absolvieren der Mittelschule der Maristenbrüder in Tôkyô gelang mühelos der Eintritt in das erste Obergymnasium und danach in die Kaiserliche Universität der Hauptstadt. Dies ist die der strengen Auslese schwierige Schullaufbahn des jungen begabten Japaners, die mit ziemlicher Sicherheit die Zukunftswege ebnet. Sôichi Iwashita's philosophisches Universitätsstudium war überdies gekrönt durch den Kaiserlichen Preis, das Geschenk einer silbernen Uhr, das jährlich den besten Absolventen auszeichnet. Einem solchen steht die akademische Laufbahn bis zu ihrer Spitze, der Professur an der Kaiserlichen Universität der Reichshauptstadt, offen. So waren für den jungen Graduierten die Zukunftsaussichten ebenso verlockend wie der Ruhm, der ihn von dieser Zeit an umgab. In akademischen Kreisen war es ja bekannt, daß seine Dissertation — eine hundertseitige Studie in vollkommenem Französisch über die „Civitas Dei“ des heiligen Augustinus — von beiden Prüfern, dem Dekan der Fakultät, Professor Tetsuijirô Inoue, und dem deutschen Philosophen Raphael v. Koeber, der damals einen Lehrstuhl in Tôkyô verwaltete und dem P. Iwashita zeitlebens ein überaus dankbar ehrendes Andenken bewahrte, mit der Vollzahl hundert bewertet worden war. Er blieb zunächst an der Universität zu weiteren Studien und wurde nach kurzer Lehrtätigkeit vom Unterrichtsministerium zur Vervollständigung seiner wissenschaftlichen Ausbildung nach Europa gesandt.

Aber die Gnade rang um sein Herz. Schon im Alter von 12 Jahren hatte Sôichi die heilige Taufe empfangen. Erinnerungen an seine Studentenjahre wissen von täglicher Betrachtung und geistlicher Lesung, wöchentlichem Sakramentenempfang, Armen- und Krankenbesuchen. Unter seinen Kameraden war er der anerkannte Führer, überragend an Geistesschärfe und Charakterkraft. Wann er zum ersten Male den Beruf zum Priestertum

verspürte, wissen wir nicht. Aber sicher ist, daß dieser Gedanke ihn schon während seiner Studienjahre beschäftigte. Die innere Unruhe dürfte ein Hauptgrund zu seiner raschen Europareise gewesen sein. Während seine Seele dort in vollen Zügen die große christliche Tradition in sich hineintrank, sollte die Entscheidung über seine Zukunft fallen. Schon während des ersten Jahres in Europa tat er den großen Schritt, im vollen Bewußtsein der Tragweite und mit dem Willen zur letzten Folgerung.

Seine philosophisch-theologischen Studien führten ihn nacheinander nach Paris (Institut Catholique), an die katholische Universität in Löwen, nach London, wo er im Oratorium des heiligen Philipp Neri weilte, und in die Ewige Stadt, wo er am Kolleg der Propaganda und am Angelicum studierte. Einen längeren Feriaufenthalt verbrachte er im Canisium in Innsbruck. Sein starker Geist war imstande, in innerer Selbständigkeit die reichen Eindrücke dieser Jahre zu meistern. Im Jahre 1925 empfing er in Venedig die heilige Priesterweihe. Gleich darauf vertrat er bei dem internationalen Jugendkongreß in Rom sein Vaterland. Viele Bande der Freundschaft hatte er mit den Besten der abendländischen Kirche knüpfen können, deren Sprachen er sprach und deren Kultur ihm vertraut war. Große Hoffnungen begleiteten ihn, als er in sein Vaterland zurückkehrte.

Aber trotz vielseitiger Tätigkeit, die P. Iwashita bald in Tôkyô entfaltete, schienen sich die an ihn geknüpften Erwartungen nicht ganz zu erfüllen. Fünf Jahre lang wirkte P. Iwashita als Seelsorgspriester in der Hauptstadt, vor allem für Akademiker, aber auch in der Pfarrei. Daneben gingen schriftstellerische Arbeiten und die Sorge um ein von ihm errichtetes Forschungsinstitut, dem aber kein durchschlagender Erfolg beschieden war. Auch sein Plan der Gründung eines Oratoriums vom heiligen Philipp Neri erwies sich als undurchführbar. Dagegen war das Unternehmen eines katholischen Studentenheims mit Erfolg gesegnet. Auch als P. Iwashita nicht mehr in Tôkyô weilte, hat er diese Gründung weitergeführt, die Studenten oft besucht und einen tiefen erzieherischen Einfluß ausgeübt. Ferner waren die Tôkyôer Jahre durch viel Einzelseelsorge ausgefüllt, deren Wert sich schwer ermessen läßt, aber sicher beträchtlich war. Dennoch schienen wertvolle Kräfte nicht voll ausgenützt. Wohlmeinende Freunde wünschten Sammlung auf das wissenschaftlich-geistige Apostolat für die akademische Führungsschicht, für die er also eine besondere Sendung zu haben schien.

Statt dessen erlangte P. Iwashita durch seine dringenden Bitten vom Erzbischof von Tôkyô, Msgr. Chambon, die Erlaubnis der Übersiedlung ins Aussätzigenheim von Kôyama, dessen Leitung er übernehmen durfte und bis kurz vor seinem Tod zehn volle Jahre hindurch innehatte. Der Heroismus des Priesterlebens unter den Aussätzigen ist oft genug geschildert worden, — und P. Iwashita hat ganz für und mit „seinen“ Aussätzigen gelebt. Auch hier war die Wirklichkeit schlichter, aber auch größer als Dichtung und Reflexion. Wenn der katholischen Caritas der Ruhm gebührt, während der Meiji-Zeit in Kôyama das erste Heim für Aussätzige auf japanischem Boden geschaffen zu haben, so hat P. Iwashita dieses Anwesen beträchtlich vergrößert und zu einem medizinisch wohlausgestatteten Haus aus-